

Das Waldviertel

Blätter für Heimat- und Volkskunde des niederösterreichischen Waldviertels.

In Verbindung mit dem Verein für Landeskunde und Heimatschutz von Niederösterreich und Wien / Öffentliches Organ des Roland-Museums Drosendorf, der Krahulek-Gesellschaft Eggenburg, der Heimatmuseen in Gmünd, Horn, Krems, Raabs an der Thaya und Waidhofen an der Thaya.

Erscheint sechswöchentlich. Erscheinungstage: 15. Jänner, 1. März, 15. April, 1. Juni, 15. Juli, 1. September, 15. Oktober, 1. Dezember l. J.

Schriftleitung und Verwaltung: Waidhofen an der Thaya, Kirchenplatz, N.-Ö.

Jahresbezugspreis 1931: Für Oesterreich ganzjährig S 3.50, halbjährig S 2.— (Einzelheft 50 g), im Auslandsversand um S 1.— für Portospesen mehr.

4. Jahrg.

15. Juli 1931

Folge 5

Inhalt:

Der Granit im westlichen Waldviertel. Von Dr. Franz Glässner, Aigenbrugg.

Die drei Juden im Kerker zu Raftenberg, 1746. Von Stephan Biedermann, Pfarrer in Raftenfeld.

Schloß Peigarten im Wandel der Zeiten. Von Konrad Strohmer, Pleßberg.

Ein Waldviertler Volkslied und Goethes Gedicht „Trost in Tränen“. Von Professor Dr. Franz Schmuß, Wien.

Eggenburg und sein Krahulek-Museum. Von Artur Lorenz, Reg.

Sagen aus dem Thayaatal. Von M. Gutjochreiter, Raabs.

Waldviertler Bauernhochzeit. Von Adolf Schlögl, Gr.-Harmanns.

Vorgeschichten aus unserem Waldviertel.

Hummelneistfassen. Von Dr. Franz Schmuß, Wien.

Bilder:

Grillenstein bei Gmünd.

„Das Grafenhäusl“, Steingebilde bei Schrems.

Phantastische Felsgruppen am Koglberg bei Grafenberg.

Drosendorf (Altstadt unten, Stadt oben).

Wachtstein bei Traunstein (Blockbildung).

Blick vom Bettelweibstein gegen den Nebelstein.

Drosendorf, Rathaus.

(Die Bilder wurden von Herrn Ministerialrat Dr. Eduard Stepan gütigst zur Verfügung gestellt.)

Für Beiträge, die ohne Vorbehalt eingesandt wurden, ist redaktionelle Änderung vorbehalten. Unverlangt einlangende Manuskripte müssen, wenn hierfür Honorar verlangt wird, mit entsprechendem Hinweis versehen sein. Rücksendung erfolgt nur bei Rückporto. Beiträge, die auch in anderen Zeitungen erscheinen, werden nicht honoriert und müssen den Vermerk „frei“ tragen. Genaue Anschriften, deutlich schreiben!

Heimat- und volkskundliche Beiträge über unsere Waldviertler Heimat sind sehr erwünscht, desgleichen solche über das Wirtschaftsleben und die kulturellen Bestrebungen des Waldviertels, und ergeht an alle Heimatgenossen, die sich in dieser Richtung betätigen, die Einladung zur Mitarbeit. Den Verschönerungs-, Museal-, Volksbildungsvereinen, Fremdenverkehrsverbänden, den heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften der Bezirksschulbehörden und Gemeindeverwaltungen, den Heimatverbänden der Waldviertler in Wien, den Wirtschafts- und Kulturverbänden jeder Art wird für ihre Tätigkeitsberichte und Aufrufe an die Öffentlichkeit Raum gewährt. Es wird gebeten, sich mit der Schriftleitung ins Einvernehmen zu sehen.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Schriftleiter: Hans Haberl jun., Waidhofen an der Thaya. — Druck: „Albrecht Dürer“, Wien, VII., Bandgasse 28.

An die Bezieher!

Wieder bitten wir uns Werbeanschriften bekanntzugeben und verweisen auf unsere Mitteilungen in Folge 1, 2, 3 und 4. Die Prämien halten wir aufrecht. Für zwanzig Werbeanschriften je nach Wunsch den Jahrgang 1928, 1929 oder 1930.

Es freut uns, daß wir von unseren Lesern schriftlich und mündlich so viele Beweise der Anerkennung und Zufriedenheit erhalten. Daß die Zeitschrift gefällt und eine würdige Vertreterin unserer schönen, grünen Waldheimat ist, lohnt unsere Mühe reichlich. Jetzt gilt es nur noch, mehr Freunde und Bezieher zu werben und da erinnern wir nochmals an obige Bitte. Jede Hilfe ist uns willkommen, findet uns dankbar. Einen einzigen Bezieher kann doch jeder gewinnen, dazu gehört keine große Mühe; einen zweiten gleichgesinnten Heimatfreund findet man leicht. Unter den Waldviertlern findet man genug. Nur frisch an die Werbearbeit! Heimatdank im voraus!

An unsere heimatlichen Lichtbildner!

Vorerst Waidhofner Lichtbildner, Achtung!

Um planvoll das Volksleben, Festlichkeiten, die Schönheiten unserer Heimat von Lichtbildnern auf die Platte zu bannen, regt der Verlag eine zwanglose Tischrunde aller eifrigsten oder ernst werdenden Lichtbildner zur gemeinsamen Arbeit an. Jeden Monat soll ein Abend zur gemütlichen Aussprache gewählt werden, um die gemeinsame Arbeit im Dienste unserer schönen Heimat durchzubespochen.

Wer damit einverstanden ist, möchte dieses den Herren Ludwig Böhl, Erich Richter, Otto Dangl oder dem Herausgeber Herrn Hans Haberl jun. mitteilen.

In allen anderen Orten,

wo sich fünf bis zehn gleichgesinnte Lichtbildner finden, möge von einem Leser der Zeitschrift das gleiche angeregt werden. Nähere Auskünfte erteilt bereitwilligst der Verlag.

Schreibt Ansichtskarten?

Der Verlag will sich für seine Werbetätigkeit eine große Bilderammlung zusammenstellen. Alle Orte in ihren schönsten Gesamt- und Teilansichten, alle Burgen, Schlösser und Ruinen und alle landschaftlichen Schönheiten unserer Heimat müssen in dieser Sammlung vertreten sein. Es ergeht daher an alle Bezieher die Bitte, dem Verlag Ansichtskarten von ihrer engeren Ortsheimat zu senden. Die Vorderseite der Karte soll möglichst unbeschrieben bleiben. Bitte, scheue keiner von den Beziehern die kleine Ausgabe und sende jeder wenigstens eine Karte!

Den Lesern, die unserer Bitte schon nachgekommen sind, unseren herzlichsten Dank!

Achtung!

Zu kaufen gesucht!

Achtung!

die beiden Heimatbücher über die Stadt Gmünd (Niederösterreich) von Franz Pagnik (1874) und Friedrich Dwirka (1905).

Preisangebote an Heinrich Koller, Wien, 16. Bezirk, Herbststraße 25.

Bücher- und Zeitschriftenede.

„Waldviertel“, Herausgeber und Verleger Dr. Eduard Stepan, Wien, 7. Bez., Westbahnstraße 5; 6. Band, 1931. Schrifttum — Schulwesen — Münztundliches — Industrie. Der sechste und letzte Band in der Buchreihe, die in keiner Waldviertler Familie fehlen soll. Reich bebildert und schön ausgestattet, schließt er würdig die Reihe. Es gibt keine schönere Geschenkgabe auf den Tisch eines Waldviertlers, und es wäre zu wünschen, daß sich recht viele dieses Wert anschaffen.



Das Waldviertel

4. Jahrg.

15. Juli 1931

Folge 5

Der Granit im westlichen Waldviertel.

Von Dr. Franz Glasner, Aigenbrugg.

Das Granitland des Böhmerwaldes und unseres Waldviertels hat uns zwei große Dichter geschenkt — Adalbert Stifter und Robert Hamerling, die besonders wir Deutsche in Oesterreich in unser Herz geschlossen haben. Insbesondere ist Stifter der klassische Ausdruckgeber der Granitlandschaft seiner Heimat geworden, der uns ihre Eigenart, ihren wunderbaren Zauber in der einzig schönen Dichtung „Hochwald“ und in anderen Früchten seiner Muse so anschaulich nahegebracht hat, wie kein anderer.

Den Granit des Böhmerwaldes nun, wir besitzen ihn auch in unserer Heimat, im Waldviertel! Der Granit des südlichen Böhmens und der des Waldviertels gehört zu jenem mächtigen Granitstocke, der nördlich vom Donauströme von Bayern hereinzieht, das obere und untere Mühlviertel beherrscht und nördlich in die Tschechoslowakei, östlich nach Niederösterreich übergreift. Die östliche Grenze dieses Gebirgsstockes in Niederösterreich, an welche sich kristallinische Schiefer, hauptsächlich Gneise, anschließen, wird durch eine ziemlich gerade, von Nord nach Süd verlaufende Linie gezeichnet, die nördlich von Raasdorf beginnt und ungefähr über Pöfnersschlag, Gschwend, Grafenschlag, Traunstein und Gutenbrunn sich wieder der Grenze Ober- und Niederösterreichs anschließt, auf oberösterreichischem Gebiete unterhalb Sarmingstein die Donau kreuzt, am rechten Donauufer auf niederösterreichischem Gebiete sich fortsetzt, bis Biehdorf und Ardagger vordringt, sich sodann aber wieder über die Donau auf oberösterreichisches Gebiet zurückzieht, welches Ubergreifen einer Granitzunge über die Donau, die heute übrigens bereits zum größten Teile überwundenen Fährlichkeiten des Strombettes bei Grein bedingt. Dieser Granitstock zwischen der oben angedeuteten östlichen und der westlichen Landesgrenze ist frei von jeder jüngeren Ablagerung, frei von sedimentären Bildungen, bis auf eine vom südlichen Böhmen herüberreichende Zunge tertiären Gesteins, welche bei Alt-Weitra und „Unser Frau am Sand“ ihr südliches Ende findet.

Westlich von diesem Granitstock, aus den kristallinen Schiefen hervorragend, findet sich eine größere Granitinsel, ungefähr durch die Orte Zwettl, Bernschlag, Döllersheim und Rastfeld umschrieben und eine weitere zieht sich südlich von Pulkau über Eggenburg nach Mautschan. Einige kleinere Inseln bei Vitis u. a. m. sind von geringerer Bedeutung.

Das Granitgebiet ist in Verbindung mit dem anschließenden Gneisgebiete ein Hochland, das von tief eingeschnittenen Flüssen und Bächen durchzogen ist. Die Täler sind zum größten Teile durch Auswaschung des Wassers gebildet, das sich in den leichter verwitterbaren Teilen des Gesteins ein meist vielgewundenes Bett gegraben hat. Bedeutende Bodenerhebungen weist die Hochebene nicht auf, wohl aber eine wellenförmige Oberfläche, aus der runde Bergkuppen, einzeln und in Gruppen, ab und zu mit malerischen Felsenspitzen emporragen, und da

und dort geben größere und kleiner Torfmoore der Landschaft ein eigenartiges Gepräge. Ausgedehnte Tannen- und Fichtenwälder, in deren Schoße häufig der Spiegel eines Teiches blinkt, folgen den Höhenzügen und Talsenkungen, wiewohl die durch den neuzeitlichen Verkehr bedingte große Nachfrage nach Holz die großen Waldbestände bereits arg gelichtet hat. Die hohe Lage bedingt eine ziemlich raue Witterung, besonders lange und strenge Winter.

Der Granit der westlichen Waldmark hat, wie überhaupt der Granit des böhmischen Stodes, sehr gleichartige Wesenszüge. Er ist meist grobkörnig, enthält weißen Feldspat, dunkelbraunen bis schwarzen Magnesiaglimmer und wenig grauen Quarz. Kennzeichnend sind große, porphyrartig eingeschlossene Feldspatkristalle, welche an frischen Brüchen lebhaft glänzen, sich aber auch noch an sehr verwitterten Oberflächen sichtlich abheben. Der Glimmergehalt des Granites bedingt die leichtere oder schwierigere Verwitterbarkeit des Gesteins. Unter den Witterungseinflüssen zerbröckelt der Granit und bildet durch allmähliche Zersetzung eine Ackererde, in welcher Korn und Hafer, Kartoffel, Hanf, Flachs und Mohn gut gedeihen, während der Reichtum an Laugensalzen, an löslicher Kiesel-erde, sowie an Kalk- und Bitter-erde den Boden zu einem vorzüglichen Waldgrunde macht.

Zu den auffallenden Eigentümlichkeiten des Waldviertler Granites zählen die zahllosen Blöcke von Granit in allen Größen und Formen, welche teils aus dem Ackerlande sich aufbauen, teils im Hochwalde sich aufstürmen zu mächtigen Hügeln, herrliche Aussicht bietend waldauf waldbab. Oft sind es nur kleine und größere Granitnarben, die die Pflanzendecke, die Ackerkrume, durchbrechen, ein böser Gast im Acker, der einen Teil des guten Erdreichs verdrängt und dem Ackermann, der die Pflugshare in den Boden senkt, bitteren Aerger bereitet. Oft liegen Blöcke von Granit bis zur Größe einer Hütte einzeln auf Wiese und Feld, oft gehäuft, wie zusammengeworfen, oft wie sorgfältig aufeinandergelegt. Die einzelnen Blöcke sind meist wollsack- oder matrakenähnlich, mit abgerundeten Kanten. Sie liegen meist waagrecht. Querrisse und Durchbrüche sind selten, oft ist ein Block keilsförmig zwischen zwei waagrechte Lagen eingeschoben. Häufig sind die oberen Blöcke, deren drei, vier und mehr aufeinanderlagern, größer als die unteren, so daß die Ränder der ersteren über die unteren Blöcke hinausragen. Bald bauen sie sich übereinandergelagert zu Turmhöhe auf und anderswo liegt ein mächtiger Klotz mit gerundeter Grundfläche derart auf der schiefen Ebene eines anderen Blockes auf, daß er nur wie durch ein Wunder das Gleichgewicht hält und durch einen Fingerdruck ins Schwanken gebracht werden kann. Blöcke, im Volksmund „Wiegesteine“ genannt. So der Wiege- oder Wackelstein in Amaliendorf bei Gmünd. Besonders auffallend und häufig treten die Granitblöcke bei G m ü n d und R a p p o t t e n s t e i n, bei B u c h und bei G r o ß - H a s e l b a c h, in der Gegend von A r b e s b a c h und in Arbesbach selbst auf, wo die kühn zum Himmel ragende Felsengruppe östlich des Marktes einen alten Wartturm trägt, dessen Zinnen das ganze Granitland des Waldviertels und darüber hinaus das ganze Hochland mit seinen mächtigen Wäldern, seinen Ackerfluren und Siedelungen beherrscht. Malerisch und seltsam ist auch das „steinreiche“ Land um T r a u n s t e i n, dessen „W a c h t s t e i n“ im wahren Sinne des Wortes Wache hält, knapp an der Grenze des Granitstods, eigenartig ist der W e i n s b e r g e r f o r s t und das obere Tal der kleinen N i p p e r, die als letztes westliches Bächlein Niederösterreichs in munteren Sprüngen dem Strome zueilt.

Die Entstehung dieser eigentümlichen Gesteinsformen hat den Gelehrten seinerzeit viel Kopfzerbrechen gemacht. Heute ist wohl diese Frage gelöst. Das Grundlager des Granitstods ist früher ein viel höheres gewesen, als heute. Der nie ruhende Zahn der Verwitterung hat die weichen, vielleicht wegen des größeren Glimmergehaltes weniger widerstandsfähigen Teile des Gesteins abgenagt und in Mutterboden umgewandelt, während die härteren Teile des Gesteins zurückblieben und infolge der gleiseltartigen Spaltbarkeit des Granites die entsprechenden Formen annahmen. Die den Klüften folgende Verwitterung zerstörte allmählich die scharfen Ecken und Kanten dieser Formen, und so entstanden jene wollsackähnlichen Bildungen, die den denkenden Wanderer mit

Staunen erfüllen, im einzelnen Falle übrigens noch immer genug merkwürdige Fragen zur Lösung übriglassen.

Es ist naheliegend, daß die eigenartigen und auffallenden Formen dieser Granite zu jeder Zeit auch das Denken und Empfinden des Volkes beschäftigt haben und so knüpft sich heute noch an manche dieser Steine, namentlich im nordwestlichen Waldviertel, der Glaube, es seien dies in der germanischen Zeit heidnische Opferstätten gewesen. Man zeigt heute noch „Opfersteine“, „Zaubersteine“, „Heidensteine“ usw. Es gilt dies insbesondere von jenen Steinen, welche auf abgeglätteter, waagrechter Fläche „Schalen“ aufweisen, vermeintlich zur Aufnahme des Blutes der geopfert Tiere bestimmt. Die Annahme, daß es sich tatsächlich um richtige Opferstätten, um „Schalensteine“ handelt, fand langsam



Grillenstein bei Gmünd.

auch in den Kreisen gebildeter Nichtfachleute immer mehr Anklang. Gegen Ausgang des 19. Jahrhunderts bemächtigte sich die k. k. Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der geschichtlichen und Kunstdenkmale dieser Frage und beauftragte den Urgeschichtsforscher Dr. M. M u c h mit der Untersuchung dieser Frage an Ort und Stelle. Nach reiflicher Untersuchung ging nun das Endurteil dieses Gelehrten dahin, daß die „Schalensteine“ des Waldviertels im allgemeinen ein Erzeugnis der Natur sind und mit den eigentlichen Opfersteinen nichts gemein haben. Die sogenannten „Schalen“ seien lediglich Erzeugnisse der Abwitterung, erzeugt durch Wasser und Frost. Auch der Urgeschichtsforscher Oswald M e n g h i n kam in einer im 14. Jahrgange der Monatsblätter des „Vereines für Landeskunde und Heimatschutz in Niederösterreich und Wien“ erschienenen Arbeit zu dem Schlusse: „Die Opfer- und Schalensteine im Granit sind meist Naturwunder.“

Die Granitlandschaft ist eine Welt für sich. Sie hebt sich sichtlich von ihrer sanftergeformten Umgebung ab und ist von einem eigenartigen Zauber umwoben, dem sich niemand entziehen kann, der ihre trümmergekrönten Höhen, ihre stillen Täler mit den braunen Wässern, ihre Wälder und Fluren durchmiszt. Die Menschen, die das Schicksal in diese Welt gestellt, lieben ihren Boden mit aller Wärme ihres Herzens und sind gut heimattreu, wie es Stifter und Hamerling waren. Ihr Geist weht über die Lande!

Die drei Juden im Kerker zu Rastenberg (1746).

Von Stephan Biedermann, Pfarrer in Rastensfeld.



Im Rastenberger Schloßarchive finden sich 60 Gerichtsaktenstücke über einen Prozeß, den der Ordner des Archives überschrieben hat: Die drei Juden im Kerker.

Moses Mayerl, Salomon Scheid und Bernhart Josef aus Schaffa in Mähren haben 1746 im Hause Eder zu Ballweis aus einer Truhe 106 Gulden 36 Kreuzer gestohlen, während die Hausfrau, die sie allein antrafen, ihnen aus Gütmütigkeit Wasser vom Hofbrunnen hereinholte. Am selben Tage noch wurden die drei Juden bei Gr.-Motten in Haft genommen, das Geld hatten sie am Wege vorsichtig versteckt. Die langen und umständlich geführten Verhörs-Protokolle liegen vor. Der Marktrichter Bogler und zwei Geschworne von Rastensfeld siegeln als Zeugen jedes Protokoll, auch Gutachten der Herrschaft Traun, wohin Schaffa gehörte, wurden eingeholt. Während ihres Aufenthaltes im Kerker zu Rastenberg wußten die drei Juden sich durch Zettelbriefe, die sie am Gefängnisaborte liegenließen, zu verabreden. Selbst diese Schreiben sind erhalten, machten aber dem Landgerichts-Verwalter große Schwierigkeiten, weil sie hebräisch geschrieben sind. Zu allem

Glücke lebte im Stifte Zwettl ein 18jähriger Judenknabe, der eben auf den Namen Melchior Claravallis (= Melchior Lichtental) getauft worden war; dieser gab vor dem Kloster-Hofrichter eine getreue Uebersetzung der elf Zettelbriefe. Da die Schuld der Juden erwiesen war, fällt der Landgerichts-Verwalter Franz Schredl nach Anhörung des beigezogenen Wiener Rechtsgelehrten am 22. September 1746 das Urteil: „Der Bernhart Josef solle seines Verbrechens halber zwei Tage, jedesmal eine Stunde lang, auf einer Bühne mit Anhängung eines Taserls an den Hals und der Aufschrift Wegen verübten Diebstahls ausgestellt, folgend in Banden und Eisen durch drei Monate zu öffentlicher Herrschaftsarbeit angehalten, sodann gegen Ersetzung der Gerichts-Unkosten des Arrestes entlassen und vom Landgerichtsbezirk abgeschafft werden.“

Die Kosten des Prozesses betrugen 72 Gulden. Moses Mayerl erhielt die gleiche Strafe, Salomon Scheid, als Diebstahlsanleiter und Helfer sechs Monate Strafarbeit. Auch diese Spott-Taserl liegen den Gerichtsakten bei und zeigen, daß damals wohl strenge, aber sehr genau gerichtet wurde und man vor allem auf wirksame Strafmittel als wirkliche Heilmittel bedacht war!

Schloß Peigarten im Wandel der Zeiten.

Von Konrad Strohmayer, Bleiberg.

Peigarten gehörte in den ältesten Zeiten zur Herrschaft Raab (Raabs) als Lehengut. Zum Schloß Peigarten gehören ungefähr 305 Joch Grundbesitz und ausgedehnte Waldungen. Das Schloß liegt etwas erhaben über dem gleichnamigen Orte. Am Fuß des Schloßberges fließt der Taxenbach der nahen Thaya zu. Als erster Besitzer des Schlosses wird uns Chonrad von Peigarten erwähnt. Er und sein Bruder Eberhard erscheinen in einer Urkunde vom 28. Dezember 1200, in welcher Herzog Leopold von Oesterreich seine und

seiner ministerialen Schenkungen an das Kloster Zwettl bestätigt, ferner beide 1229 als Zeugen zu Litschau.

1258, 1261 und 1273 treten die Brüder Otto, Rudolf und Heinrich von Pengarten als Zeugen auf. Sie sollen noch einen vierten Bruder gehabt haben namens Gebhard, doch ist diese Ansicht nicht sicher.

1313, am 19. November verkaufte Artolf von Pengarten dem Stifte Altenburg 6 Schilling Pfennige Dienst auf einem halben Lehen zu Gögendorf um 9 Pfund und 60 Pfennige Wiener Geldes.

1338, am 1. September, schenkte Otto von Pengarten dem Kloster Zwettl das Eigentumsrecht über Sallingstadt.

Am 1. Mai 1375 verkauften Konrad Pengarten und Nikolaus Langenauer dem Stifte Altenburg ein Lehen zu Ulrichschlag.



Phantastische Felsgruppen am Koglberg bei Grafenberg (Naturspiel, durch Verwitterung des Urgesteins entstanden, ähnlich wie die Fehhaube bei Stoikendorf). Rings neolithische Funde.

Hierauf gelangte Pengarten an das ritterliche Geschlecht der Tagner (Dachsner), welches die „Beste Tagen“ mit Brun, Tiefenbach und Raubene schon seit längerer Zeit besaß. Der erste Besitzer Pengartens aus diesem Geschlechte ist Jakob Dachsner, welchem Herzog Albrecht III. am Martinitage 1386 verschiedene Rechte auf das Dorf und die Festung Pengarten und das Schloß Dobratsberg (Dobersberg) erteilte.

Am 11. November gleichen Jahres hat Herzog Albrecht III. für die Schloßkapelle, die dem heiligen Johannes dem Täufer geweiht ist, einen eigenen Kaplan bestimmt. Dann kam Pengarten an Hans Dachsner, der 1395 und 1404 urkundlich auftritt. Durch die Urkunde vom 21. Dezember 1404 erscheint das Lehensband zwischen Pengarten und Raabs als gelöst. Nach Urkunden von 1436 und 1451 erscheint Heinrich der Dachsner als Schloßherr.

1416 war Paul der Dachsner Herr von Pengarten, Tagen und Primersdorf, der seiner Hausfrau Elisabeth, geborene Hundsheimerin, ihre

Heimsteuer und Morgengabe auf seiner Festung Pengarten versicherte. Seine zweite Frau ruht in der Pfarrkirche zu Mauer bei Melf.

1508 saß Christoph Dachsner bei dem Landtag zu Krems auf der Ritterbank.

Nun wechselte Pengarten rasch seine Besitzer. Zwischen 1460 bis 1481 war Heinrich von Neuhaus dessen Besitzer. Dieser verkaufte die Beste samt dem Meierhof am 5. Juli 1481 an Bernhard Inprucker und dessen Hausfrau Dorothea. Inprucker wurde jedoch beim Einfall des Mathias Corvinus in Oesterreich (1486 bis 1487) als treuer Anhänger des Kaisers seines Besitzes Pengarten beraubt und das Schloß dem Ritter Pankraz Kreßling, Herrn des Gutes „Dorf an der Enns“, verliehen. Während Pankraz Kreßling noch Herr von Pengarten war, bemächtigte sich im Winter 1492 bis 1493 Pribik Wenzko (richtig: heißt Brečko) des Marktes Thana und der Beste Pengarten und plünderte die Umgebung. Er stand früher im Solde des Mathias Corvinus. Kaiserliche Truppen eroberten bald Thana und Pengarten.

Pankraz Kreßling wird auch in einer päpstlichen Ablassbulle vom Jahre 1501 erwähnt.



Wachtstein bei Traunstein (Blockbildung).

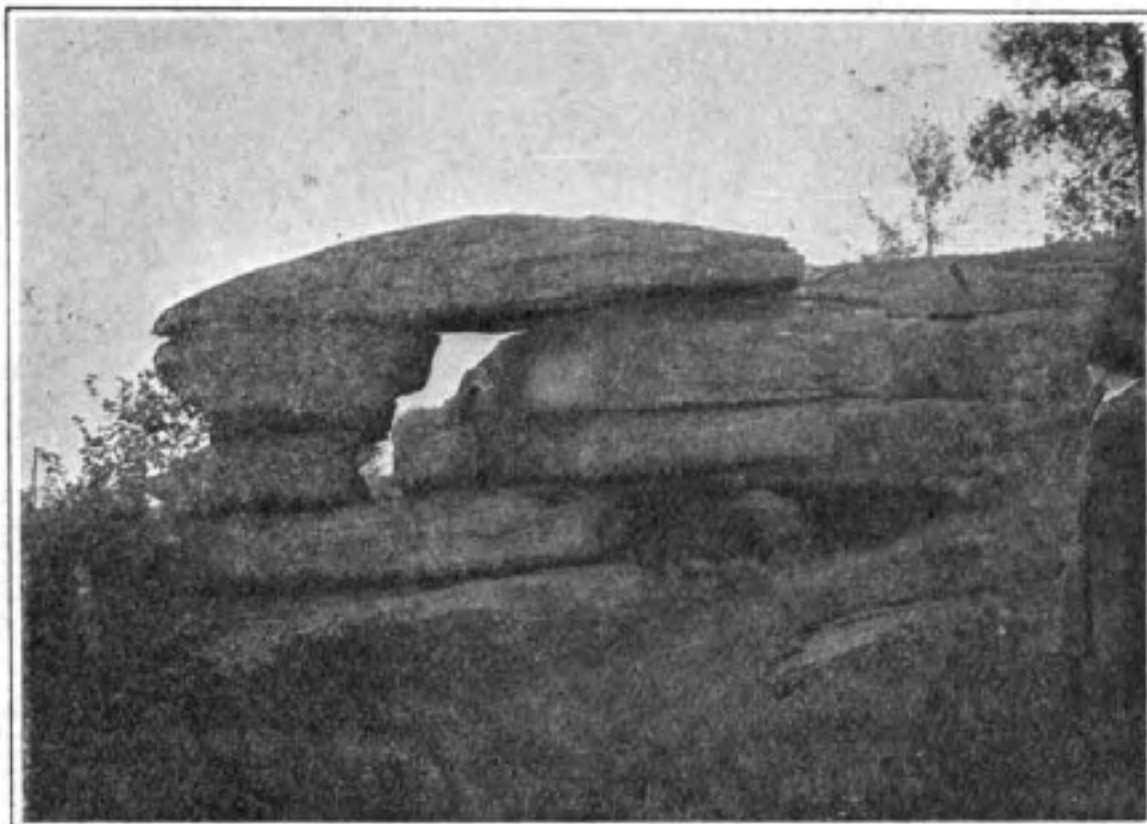
Noch im Jahre 1501 verkaufte Kreßling Pengarten an den Ritter Johann Baptist Schönauer und versprach ihm darüber Gewähr und Schirm. Von Pankraz Schönauer kam das Erbe auf seinen Sohn Wolfgang. Obwohl die Schönauer von Kaiser Max I. zwei Lehenbriefe empfangen hatten, reklamierte doch Wolfgang Inprucker mit Erfolg dieses Gut, das seinen Eltern ungerecht entrissen worden war. Max I. sprach 1513 dem Inprucker Pengarten samt dem Meierhof zu als rechtmäßiges Erbe. Nochmals wurde ihre Reihe durch den Ritter Johann Enzenwieser unterbrochen, er und seine Erben waren ungefähr bis 1536 im Besitz der Beste. 1537 war Wilhelm Inprucker wieder im Besitze derselben. Joachim Inprucker um 1540 wird als Protestant genannt. 1544 heißt es im Visitationsprotokolle von der Kapelle: „Benefizium im Schloß Pengartens: Dieses hat der Inprucker (Protestant) eingezogen, hält auch keinen Priester, sondern benützt selbst das Benefizium.“

1581 war sein Sohn Melchior Besitzer, überließ aber das Schloß 1590 seinem jüngeren Bruder Rudolf. Unter ihrer Herrschaft verlor der Besitz manches wertvolle Stück. Rudolf Inprucker war Protestant und war an den damaligen Religionswirren stark beteiligt; das scheint eine der Hauptursachen der großen Verluste gewesen zu sein. 1608 unterzeichnete er den Bund der protestantischen Landherren in Horn, 1620 verweigerte er mit seinen Verwandten

Kaiser Ferdinand II. die Huldigung, scheint sie aber bald darauf doch geleistet zu haben, weil er später von diesem Kaiser verschiedene Lehen empfing. Mit seinen Söhnen erlosch das Geschlecht.

1641 gelangte Pengarten an die Inpruderschen Erben, welche aber erst 1642 an die Gülte geschrieben wurden. Oberstleutnant Ehzell zu Drösiedl und Johanna Elisabeth Salamankhin von Inpruck waren kurze Zeit als Erben im Besitze des Gutes. Frau Salamankhin mußte das Gut versteigern lassen, da sie die Landesumlagen nicht bezahlen konnte. Der Kommissär fand die Güter gänzlich verwahrlost (1642). Die Stände verfügten also den Verkauf, da keine andere Rettung möglich war. Lange fand sich kein Kauflustiger ein.

Abt Cornelius von Lilienfeld kaufte endlich das Gut und wurde als „Vater des Vaterlandes“ gepriesen. 6332 fl. kostete Pengarten. Freilich gab es bald darauf viele Streitigkeiten mit den Nachbarherrschaften, welche viele Rechte und Einkünfte von Pengarten an sich gezogen hatten. 1700 wurden den Salamankhin-



„Das Grafenhäusl“, Steingebilde bei Schrems.

schen Erben von den Ständen 8000 fl. in drei Raten ausgezahlt, sie mußten dagegen alle Akten, Reserve- und Verzichtsquittungen ausliefern; damit war der Streit geschlichtet.

Erst 1720 wurde Pengarten dem Stifte Lilienfeld grundbücherlich zugeschrieben.

Inzwischen hauste dort Hans Hörmann Woner. Bis 1789 war ein Stiftsgeistlicher in Pengarten Verwalter, las die Messe in der Schloßkapelle und half in der Umgebung aus. Als Lilienfeld aufgehoben wurde, kam das Schloß an die Gewerbsleute Johann Hirnschall, Philipp Büffel und Andreas Hanlböck, die verkauften es 1792 an Johann Christian von Henßler.

1794 kaufte es Joseph Edler von Habermann jun., 1800 erscheint wieder der obengenannte Philipp Büffel und sein Sohn Johann als Besitzer. 1801 ist das Gut in den Händen des Grafen Tuccmann, der es für seine Verwandte Maria Gräfin Auersberg verwalten ließ. 1803 führt sie selbst die Verwaltung. 1809 erwarb das Gut Philipp Graf Grüne und verband es 1812 mit Dobersberg. Diese Verbindung besteht heute noch. Seit einigen Jahren ist Graf Szapary Besitzer von Dobersberg und damit auch von Pengarten.

Ein Waldbiertler Volkslied und Goethes Gedicht „Trost in Tränen“.

Von Prof. Dr. Franz Schmuß, Wien.

Im folgenden bringe ich ein Volkslied, das ich im Jahre 1910 in Groß-Höbarten (eine Stunde von Gmünd) aufgezeichnet habe. Es nimmt in meiner Sammlung einen besonderen Platz ein, denn kein Geringerer als Goethe hat einst dieses alte, weitverbreitete Lied zu einer Umdichtung und Erweiterung benützt. Es lautet (Fassung H):

1. Ich wollt' daß ich ein Jäger wär'
Und trag' ein grünes Kleid;
Ein Jäger trägt ein grünes Kleid,
Das ist seine einz'ge Freud'.
2. Was gibt's denn Schön'res auf der Welt,
Als wenn man hat einen Schatz!
Ich hab' mein' Schatz in der weiten Welt
Wohl unter einem grünen Busch.
3. Was stehst du so traurig dort
Und schaust mich gar nicht an?
Ich seh' es deinen Neugelein an,
Daß du geweinet hast.
4. Was geht das andere Leute an,
Wenn ich geweinet hab'!
Ich hab' geweint um meinen Schatz,
Weil er mich verlassen hat.

Goethe, den Herder in jungen Jahren für das Volkslied begeisterte, hat öfter im Tone desselben gedichtet. Schon im „Heidenröslein“ hat er an ein Volkslied angeknüpft und den Ton derart getroffen, daß selbst Herder, der gewiegte Kenner, sich täuschen ließ und es für echtes Volkslied hielt. Er hat, von der schlichten Innigkeit und Naturkraft des Volksliedes immer wieder gepackt, später auch die Bestrebungen der Sammler Arnim und Brentano gefördert und besonders in der Geselligkeit gewidmeten Liedern, wie in „Schäfers Klagelied“, dessen Ton angeschlagen.

Damals war nun das oben mitgeteilte Volkslied sehr bekannt und es ist auch in verschiedenen Varianten überliefert. Im „Deutschen Liederhort“ von Erl-Böhme II, S. 357 ff, sind drei Fassungen zu finden. Die erste trägt die Ueberschrift „Der rechte Trost“ und die Bemerkung: „Jäger und Schäferin. Schweizerisch. Nach F. Reichardts Liederpiel, Lieb und Treue 1800.“ Sie lautet (Fassung R):

Er: „Wie kommt's, daß du so traurig bist
Und gar nicht einmal lachst?
Ich seh' dir's an den Augen an,
Daß du geweinet hast.“

Sie: „Und wenn ich auch geweinet hab',
Was geht es dich denn an?
Ich wein', daß du es weißt, um Freud',
Die mir nicht werden kann.“

Er: „Wenn ich in Freuden leben will,
Geh' ich in grünen Wald,
Vergeht mir all meine Traurigkeit
Und leb', wie mir's gefällt.“

Sie: „Mein Schatz ein wahrer Jäger ist,
Er trägt ein grünes Kleid,
Er hat ein zart rot Mündelein,
Das mir mein Herz erfreut.“

Er: „Und ob ich gleich ein Jäger bin
Und trag' ein grünes Kleid:
In Regen, Schnee und kühlem Wind
Bin ich allzeit bereit.“

Beide: Bist du mein Schatz, bin ich dein Schatz,
Feinslieb, schön Engelskind:
Komm' zu der Herd', auf grünen Plaz,
In Wald, wo Freuden sind."

Es sieht nun so aus, als wären in der Fassung H dem Anfang hier zwei Strophen vorangesetzt; bei genauem Zusehen erkennt man aber, daß eine Umstellung — verbunden mit starkem Zersingen — vorgenommen wurde: Strophe 3 und 4 der Fassung R sind an den Anfang gerückt. Deutlich sieht man das an einer anderen Fassung im Erf.-Böhme. Sie stammt aus dem Brandenburgischen (1860, Fassung B):

1. „Wenn ich in Freiheit leben will,
Geh' ich in grünen Wald,
Da vergeht mir alle meine Traurigkeit
Und leb', wie es mir gefällt.“
2. „Und wenn mein Schatz ein Jäger ist,
Trägt er ein grünes Kleid;
Das Jagen und das Jagen,
Das Jagen ist meine Freud'.“
3. „Und wenn mein Schatz eine Schweizerin ist,
Trägt sie ein rotes Kleid:
Sie hat zwei zarte Brüstelein,
Daß mir's mein Herz erfreut.“
4. „Wie kommt's, daß du..." usw.

Schluß der fünften Strophe:

„Ich hatt' einmal ein' Schatz recht lieb,
Der mein nicht werden kann.“

„Abgelehnte Teilnahme“ heißt diese Fassung, die, wie unser Waldviertler Text, traurig schließt. Ein Zwischending ist eine Thüringer Variante bei Erf.-Böhme (Fassung Th). Sie beginnt wie Fassung R, setzt aber fort:

„Hat mir mein Schatz was Leids getan,
Wenn ich's nur tragen kann.“

„Und wenn du gleich ein Jäger bist
Und trägst ein grünes Kleid,
So lieb' ich doch mein' Schatz allein
Und bleib' ihm stets getreu.“

„Gut' Nacht! Du herzig's Engelskind!
Jetzt geh' ich in den Wald;
Da vergess' ich all' mein' Traurigkeit
Und leb', wie mir's gefällt.“

Der Schluß erinnert an den der Fassung R, zeigt aber, wie B, eine abgelehnte Anteilnahme. Nun Goethes Gedicht:

Trost in Tränen.

1. Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß, du hast geweint.
2. „Und hab' ich einsam auch geweint,
So ist's mein eig'ner Schmerz,
Und Tränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz.“
3. Die frohen Freunde laden dich:
O, komm' an uns're Brust!
Und was du auch verloren hast,
Vertrau're den Verlust.

4. „Ihr lärmt und rauscht und ahnet nicht,
Was mich, den Armen quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So sehr es mir auch fehlt.“
5. So raffe denn dich eilig auf!
Du bist ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Mut.
6. „Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern.
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern.“
7. Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heiter'n Nacht.
8. „Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag.“

Der Dichter beginnt also wie die Fassungen R und Th (sechs Zeilen sind leicht umgearbeitet) und behält die Form des Dialoges (Zwiegespräches) bis zum Ende bei, doch haben wir hier ein Gespräch zweier Freunde vor uns¹⁾, und der tränenvolle Abschluß steht auf der Linie der Fassungen B und H. Goethe benützte die Fassung R²⁾. Er war mit dem Komponisten und Musikschriftsteller Reichardt, der manche seiner Gedichte vertonte, befreundet und hat das vorliegende Gedicht zur selben Zeit geschrieben (zwischen 1800 und 1803) wie Reichardt sein Viederspiel „Lieb' und Treue“ (1800), in dem das Volkslied gebracht wird. Aber während da die Liebenden am Schlusse glücklich vereint sind, gestaltet Goethe, bei dem die Geliebte zu hoch ist und unerreichbar, den Abschluß romantisch, wie einen weiterklingenden, unaufgelösten Akkord. Die Fassungen B und H unseres Volksliedes, das nach Erf-Böhme schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts bekannt war³⁾, schließen bei Strophenumstellung traurig. Fassung B:

„Ich hatt' einmal ein' Schatz recht lieb,
Der mein nicht werden kann.“

Fassung H: „Ich hab' geweint um meinen Schatz,
Weil er mich verlassen hat.“

Es sind dies jüngere Umformungen. Die Varianten des hier behandelten Volksliedes zeigen so recht, wie weit das Zersingen gehen kann. Die Waldviertler Fassung, in der die Dialogform gerade noch durchschimmert, ist inhaltlich recht unklar — in dem Punkt ist es um dieses Volkslied überhaupt nicht gut bestellt — ihre Melodie aber, die sich übrigens sonst nirgends fand, ist sehr schön. Die Schönheit der Melodie fällt im Waldviertler Volkslied oft auf. Der Waldviertler kommt auch durch eine Textunsicherheit nicht gleich aus dem Takt, wenn sonst Schönes da ist.

So hat sich denn in unserer grünen Waldheimat auch ein Volkslied erhalten, das den großen Liedmeister Goethe einst zu einer Umdichtung und Erweiterung anregte.

Eggenburg und sein Krähulek-Museum.

Von Artur Lorenz, Reg.

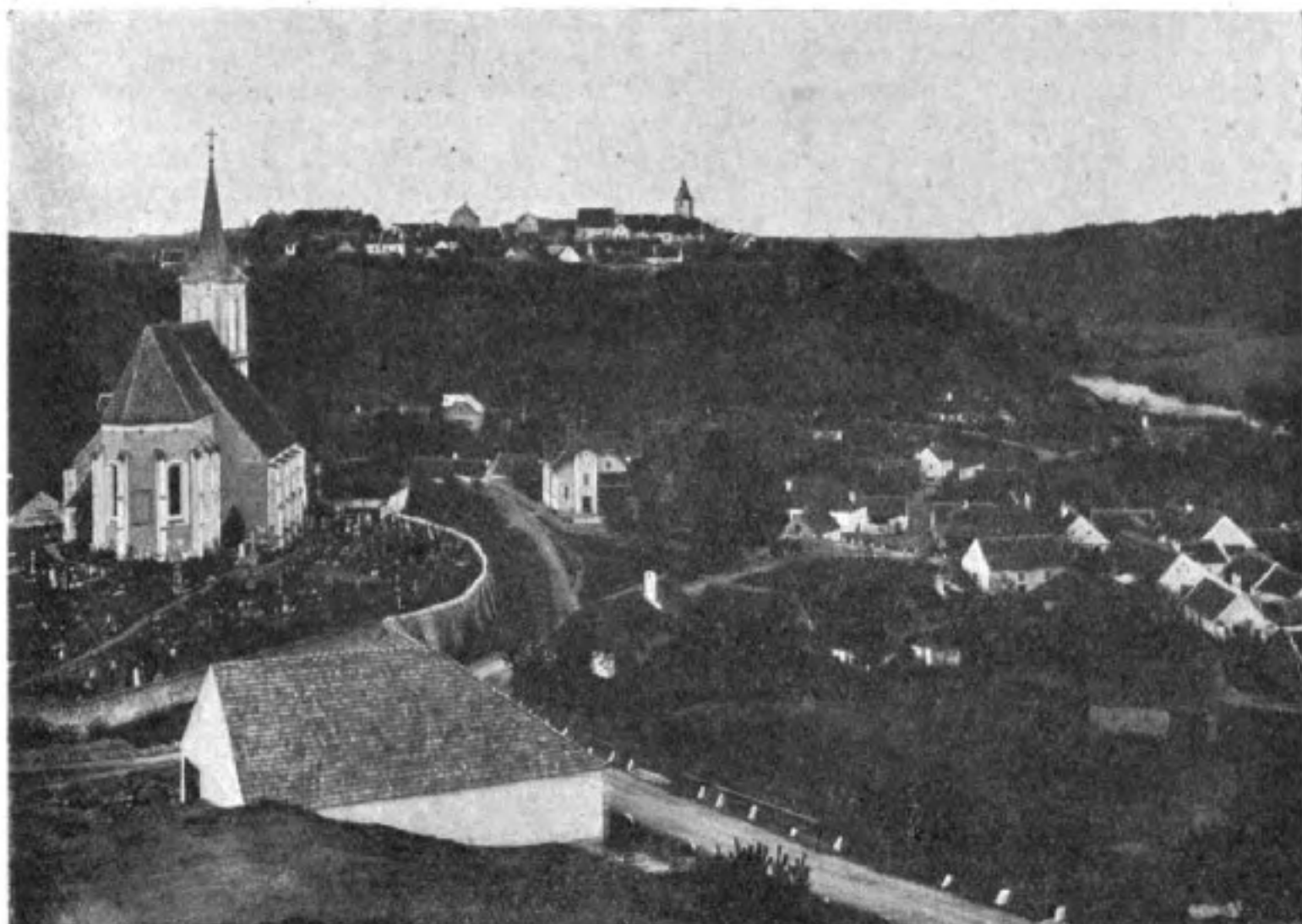
Eine der anziehendsten und schönsten Städte des Waldviertels liegt an den Abhängen des Manhartsberges — es ist das alte Eggenburg. Was dieses Städtchen von rund dreieinhalbtausend Einwohnern den Fremden so anziehend und einladend macht, das ist vor allem die seit Jahrhunderten von den Eggenburgern mit Liebe, Verständnis und großen Opfern durchgeführte Erhaltung

¹⁾ Das Gedicht gehört zu den „Der Geselligkeit gewidmeten Liedern“.

²⁾ Siehe Erf-Böhme, ebenda.

³⁾ Es ist auch weitverbreitet (Thüringen, Brandenburg, Schlesien, Schwaben, Waldviertel).

alles dessen, was dem Stadtbilde sein altertümliches Gepräge verleiht: Der Hauptplatz in behäbigem Biedermeier mit dem Häuserblock in der Mitte, dem sogenannten „Gräbl“. Am Hauptplatz sehen wir auch ein Eckhaus mit Sgraffittomalerei aus dem Jahre 1547, die Dreifaltigkeits- und die Mariensäule, den Branger mit Roland, Halseisen und Schandstein, sowie einen alten Brunnen; was aber besonders unsere Aufmerksamkeit fesselt, ist die Pfarrkirche zu St. Stefan aus dem 15. Jahrhundert mit ihren beiden Türmen aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Auch das Innere der Kirche weist viele Sehenswürdigkeiten auf, darunter die steinerne Kanzel, ein Sakramentshäuschen, barocke Chorstühle und vieles andere; die Bauform an und für sich, das schöne Netzgewölbe



Drosendorf (Altstadt unten, Stadt oben).

wirkt schon erhebend auf den Besucher. Einen reizenden Ausblick auf den ältesten Teil Eggenburgs bietet der im Jahre 1844 erbaute Turm der Redemptoristenkirche. Diese ist schon 1466 geweiht und ursprünglich als Pfarrkirche benützt worden. Das dazugehörige, ehemalige Franziskaner-Kloster stammt aus dem Jahre 1658. Betrachten wir den Hauptplatz vom Turme, dann sind wir freudig überrascht, eine Stadt von auffallend mittelalterlichem Charakter unter uns liegen zu sehen, so daß der auf Eggenburg oft angewandte Vergleich mit Rothenburg a. d. Tauber Farbe und Form gewinnt. Ein Rundgang um die Stadt erhöht noch unsere Ueberraschung, angesichts der alten Stadtmauer mit Zinnen und Türmen, die kaum wo anders in solcher Ursprünglichkeit bis auf unsere Tage erhalten geblieben ist. Hier ergeben sich malerische Motive von seltener Schönheit. Es seien nur einige herausgegriffen: Der rückwärtige Teil des Klosters mit dem alten Klosterturm, der Ruine Eggenburg und der Pfarrkirche, der Wahrsagerturm mit den darunterliegenden Glacisanlagen, der Schwedenturm, der Kanzlerturm aus dem Jahre 1430 und viele andere hochinteressante Stellen.

Von der alten Burg sind nur noch der Bergfrit und ein Torbogen erhalten geblieben. Die Burg wird nach einem Ritter Edo benannt, der von den Babenbergern damit belehnt war. Von der Burg erhielt später auch der Ort seinen Namen; Eggenburg wird urkundlich im Jahre 1126 erstmalig genannt und 1140 erscheint es bereits als Stadt. Es mußte viele feindliche Brandschakungen über sich ergehen lassen und litt besonders durch die Einfälle der Hussiten 1423 bis 1427 arge Not; damals wurde auch die romanische Pfarrkirche verbrannt, von der nur die beiden ungleichen Türme erhalten geblieben sind. Mathias Corvinus belagerte im Jahre 1486 die Stadt und konnte sie erst nach dreißigtägigem Ansturm bezwingen. Im Dreißigjährigen Kriege wurde sie zweimal eingenommen; zuerst im Jahre 1619 durch die böhmischen Kriegsvölker (wahrscheinlich durch Verrat) und im Jahre 1645, als schon die Hälfte der Häuser leer stand, durch die Schweden. Im Jahre 1808 fiel ein großer Teil der Stadt einem verheerenden Brande zum Opfer und das von so vielen Drangsalen heimgesuchte und daher gänzlich verarmte Eggenburg konnte sich erst nach Eröffnung der Franz-Josefs-Bahn zu neuer Blüte entwickeln.

Wie bereits erwähnt wurde, kann man die geschichtliche Zeit Eggenburgs bis zum Jahre 1126 verfolgen. Gelegentlich von Erdarbeiten im Stadtgebiete wurde jedoch einwandfrei der Nachweis erbracht, daß an Stelle des heutigen Eggenburg schon in vorgeschichtlicher Zeit menschliche Ansiedlungen bestanden haben.

Größtes Aufsehen hat die wissenschaftliche Durchforschung der Umgebung Eggenburgs in geologischer und prähistorischer Beziehung hervorgerufen, welche in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von Fachgelehrten eingeleitet wurden. Letzteren schloß sich der damalige Büchsenmachersohn Johann Krahulek an und es gelang ihm nach gründlichem Studium der Fachwissenschaften durch unermüdlchen Fleiß nach Beendigung dieser Arbeiten die Durchforschung der Höhlen und Stollen allein fortzusetzen. Was er da an Schätzen der vorhistorischen und prähistorischen Zeit im Laufe von fünfzig Jahren zusammengetragen, wurde später von der Stadtgemeinde angekauft und seit dem Jahre 1902 im neuen Krahulek-Museum zur Schau gestellt. Da gibt es Versteinerungen aus den Tertiärlagerungen, wie: Muscheln (Austern u. a.), Knochenreste von Delfinen sowie Funde aus der Diluvialzeit (Knochen vom Mammut, Nashorn, Rhinoceros, Krokodil, Mastodon), endlich Waffen und Werkzeuge des vorgeschichtlichen Menschen aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit. In mehreren Kästen des Museums sind auch die aus dem Stadtgraben und in der Nähe mehrerer Burgen der Umgebung aufgelesenen Gebrauchsgegenstände und Waffen aus dem Mittelalter aufgestellt.

Professor Krahulek's Forschergeist betätigte sich auch erfolgreich auf dem Gebiete der Volkskunde und ist seine reichhaltige Privatsammlung volkskundlicher Gegenstände aus dem 16. bis 19. Jahrhundert im Hochparterre des Museums untergebracht. Diese Sammlung hat eine bedeutende Bereicherung erfahren durch Aufnahme der volkskundlichen Sammlung Dr. Frischauf, die aus der Gegend um den Manhartsberg zusammengetragen wurde. Ein vollständig eingerichtetes niederösterreichisches Bürgerzimmer mit Einrichtungsgegenständen aus Eggenburg und anderen Waldviertler Städten, eine Bauernstube aus dem Eggenburger Bezirk, sowie die überall an den Wänden angebrachten wertvollen und interessanten Bilder vervollständigen die großzügigen Sammlungen des Krahulek-Museums.

Es ist daher nicht wunderzunehmen, wenn in den ersten Jahren nach Eröffnung des Museums ganze Studienfahrten von Geologiekundigen nach Eggenburg zustandekamen. Diese große Zeit in der Geschichte Eggenburgs erreichte ihren Höhepunkt im Jahre 1903, als der internationale Geologenkongreß über 50 Gelehrte aus allen Ländern der Erde in diese Stadt führte. Im nächsten Jahre besuchte auch der Kaiser Franz Josef I. das Museum.

Die Bevölkerung Eggenburgs, die sich im Laufe der letzten Jahrzehnte vom Ackerbautreibenden dem handwerksmäßigen Erwerb zugewandt hat, war seit den

ältesten Zeiten bis auf unsere Tage sowohl von wahrem religiösen Geiste, als auch von echter Heimatliebe beseelt und haben diese beiden Charakterzüge viel, ja alles, zur Erhaltung der von den Vorfahren übernommenen kulturellen Güter beigetragen. Die jeweiligen Stadtvertretungen haben es stets verstanden, neben der Sorge um die Rettung der Altertümer auch den Bedürfnissen der Gegenwart gerecht zu werden und so ist die Stadt in stetem Aufschwung begriffen.

Die Eggenburger verstehen es auch, Feste zu feiern, und wer die altertümliche Stadt in Flaggenschmuck — also „in voller Wuchs“ — gesehen hat, der wird den Eindruck deutscher Festesfreude, den er dort empfängt — den Pulsschlag einer alten und doch lebensfrohen und immer jugendfrischen Stadt — nicht so bald vergessen.



Blick vom Bettelweibstein gegen den Rebellstein (links im Hintergrunde).

Sagen aus dem Thahatal.

Von M. Gutschreiter, Raabs.

Das Geisterwandeln in der „Umkehr“.

In der „Umkehr“ im Schloßhof zu Raabs soll es zu gewissen Mitternachtsstunden nicht geheuer sein. Als Grund für das „Geisterwandeln“ führt die Schloßchronik nachstehendes Vorkommnis an:

Am 15. Mai 1591, um die Mitternachtsstunde, ist der damalige Schloßbesitzer Niklas von Buchheim in der Umkehr von seinem jähzornigen Verwandten und Gutsnachbarn, Hans von Hofkirchen, Freiherrn auf Kolmitz und Drösfiedl, meuchlings ermordet worden. Den Anlaß zu dieser graußigen Tat gab ein Raabser Bürger, der mit einer Ladung Wein nach Hause fuhr und bei Aigen von zwei Bediensteten der Kolmitzer Herrschaft überholt und beleidigt wurde. Auch beschimpften die Wegelagerer die Raabser Schloßherrschaft, weshalb sie über An-

zeige des Bürgers verfolgt, gefangengenommen und im Raabser Schloß in Haft gesetzt wurden. Hofkirchner geriet darüber mit Buchheim in Streit und erschöß ihn zornentbrannt im Dunkel der Nacht in der Umkehr. Der Streit der Untertanen stiftete so das große Unheil zwischen den Herrenleuten. Die Geister der beiden feindlichen Verwandten finden nun noch nach Jahrhunderten die Ruhe nicht.

Das Fuchsenloch.

In nächster Nähe des Raabser Friedhofes, wo sich die Thana in scharfen Windungen gegen das sogenannte Schrattental wendet, befindet sich ein Erdloch, das im Volksmunde als „Fuchsenloch“ bekannt ist. Folgende Sage ist darüber im Umlauf:

Als bei seinem letzten Feldzuge gegen Rudolf von Habsburg zu Ende des 13. Jahrhunderts, König Ottokar von Böhmen, Drosendorf und Laa an der Thana belagerte und ihren Widerstand nicht sofort bezwingen konnte, brachte der König in dieser oberwähnten Höhle einige Tage und Nächte zu und ließ niemand vor sich, weil er über das Mißgeschick seiner Belagerungstruppen bitter erzürnt war.

Infolge der langen fruchtlosen Belagerungen Ottokars — nur Kolmiz und Weiskerschlag konnten bezwungen werden — fand Rudolf von Habsburg Zeit und Gelegenheit, ungarisches Heer heranzuziehen, um den Böhmerkönig bei Dürnkrut und Jedenspeigen entscheidend zu schlagen. Ottokar verlor Krone und Leben.

Die Santermühle.

Diese Mühle, von der bloß noch einige Spuren zu sehen sind, befand sich einst in der Nähe des Schrattentales. Der dazugehörige Mühlgraben beginnt unweit des Raabser Elektrizitätswerkes.

Von dieser Santermühle geht nachstehende Sage im Volksmunde herum: In bewußten Nächten soll ein mit sehr starken Hufeisen versehenes kopfloses Pferd mit einem feurigen Drachen als Reiter auf dem Rücken, unter ohrenbetäubendem Lärm, von der Oberndorfer Spitalkirche kommend, an dem früheren protestantischen Friedhof vorüber zur Thana hinunter galoppieren. Der Sage nach habe einst ein Besitzer dieser Santermühle einem Reiter und dessen Pferd die Köpfe mit einer Sense abgemäht.

Das „öde G'schloß“.

Eine ähnliche Sage knüpft sich an das alte verfallene Schloß im sogenannten Georgiwald bei Großau an, im Volksmund das „öde G'schloß am Kassasgraben“ genannt. Einst soll hier ein Reiter mit seinem roten Pferde vom nahen hohen Felsen in die mährische Thana gestürzt sein und im Schloß selbst habe ein verschlagener heidnischer Ritter sein Grab. Zu bestimmten Zeiten sollen nun Fußgänger durch den düsteren Wald einen kopflosen Reiter auf einem weißen, ebenfalls kopflosen Pferde, lärmend und pfeifend bis zu der Georgikapelle reiten gesehen haben, wo die Erscheinung verschwand.

In der Nähe dieser Kapelle befand sich eine alte Einsiedelei, die 1785 gesperrt wurde. Das kleine Bründl, das sich bei der einstigen Einsiedelei befindet, soll dieser Reiter mit seinem Schimmel aus dem Erdboden gestampft haben.

Die feurigen Erscheinungen.

Erscheinungen, ähnlich der des feurigen Pferdes, könne man dem Volksmunde nach bei den gemauerten Straßenbildsäulen, deren viele an der Straße von Oberndorf nach Weinern erbaut sind, beobachten. Feurige Gestalten, schon von Oberndorf aus sichtbar, bewegen sich denn nächtens zu bestimmter Zeit, auf der obgenannten Straße hin und her und stoßen stets auf halbem Wege zwischen den Marterln heftig zusammen, um dann ebenso rasch und unerklärlich dem menschlichen Auge zu entswinden. Diese Erscheinung wird dahin ausgelegt, daß die Seelen zweier verstorbenen Nachbarn um einen Besitz raufen.

Der tote Priester.

Auf ungefähr halbem Wege von Raabs nach Modßiedl befindet sich eine alte, plumpgebaute Bildsäule, bei der es nicht geheuer sein soll und bei der verschiedene Sagen im Volksmunde herumgehen. An der Stelle, wo sich jetzt die Säule befindet, soll einst ein erschlagener Priester eingemauert worden sein. Die Leute behaupten, in der Nacht laufe ein mächtiger Hund mit feuriggroßen Augen herum und verlege den Fußgängern den Weg.

Der schwere Hase.

Eine andere Sage erzählt, daß um die Mittagsstunde schon viele Fußgänger einen angeschossenen, leblosen Hasen neben dem Wegrande liegen gesehen hätten. Arme Leute — es sei schon oft vorgekommen — hätten nun den Hasen ge-



Drosendorf, Rathaus.

nommen, um sich zu Hause ein Mahl bereiten zu können. Doch seltsam, je weiter sie mit dem toten Hasen gingen, desto schwerer wurde er. Schließlich wurde er so schwer, daß die Leute Raß machten, um nachzusehen, was denn eigentlich so schwer ist. Kaum war aber der Korb oder der Rucksack geöffnet, sprang zum Entsetzen des Betreffenden ein kleiner Beelzebub heraus und flüchtete in den Wald hinein.

Das Steinkreuz. (Nach Oberlehrer Gilg.)

Ungefähr eine halbe Stunde von Obergrünbach entfernt liegt in der Böschung des Straßengrabens eine grob zubehauene Granitplatte von 115 Zentimeter Länge, 50 Zentimeter Breite und 21 Zentimeter Dicke; auf der Vorderseite derselben ist ein erhaben gemeißeltes Kreuz zu sehen, das aus dem Steingrunde etwa fünf Zentimeter hervortritt. Dieses Kreuz war ursprünglich weiter östlich, inmitten eines Steinhaufens, aufgerichtet. Ein Bauer aus Grünbach führte eines Tages die sich für eine Stufe oder Unterlage eignende Platte nach Hause, in dessen zeigte seit der Zeit das Vieh eine derartige Unruhe, daß sich der Bauer entschloß, den Stein wieder an seinen früheren Standort zu bringen, worauf das

Vieh sofort wieder ruhig wurde. Einer Sage nach soll das Steinkreuz die Stelle bezeichnen, wo sich das Grab zweier Bauern befindet, die sich dort im Streite mit Sensen oder Pflugscharen töteten. Auch bei Rappolz steht ein ähnliches Kreuz, von dem die Sage gleiches berichtet. Auch heißt es, ein verwundeter Krieger soll dort gestorben sein.

Die Seewiese.

In unmittelbarer Nähe von Oberndorf-Raabs erstreckt sich eine Wiese, die, durch Entwässerung eines Teiches entstanden, „die Seewiese“ genannt wird. Nach den abgerundeten, großen Kieselsteinen zu schließen, die sich dort vorfinden, dürfte der Volksmund recht haben. Die Sage erzählt von diesem See nachstehendes:

Dieser zwölf Joch große See soll ehemals durch ein Erdbeben entstanden sein. Er war vielfach von Schilf durchbrochen und auf dem mit einem dunkelgrünen Erlenkranz eingefassten Spiegel schaukelten sich die verschiedensten und seltsamsten Arten von Wasservögel und das Geschrei dieser Tiere gab ein schauerliches Echo im Walde ringsum. In dem Röhricht wimmelte es von großen Wasserratten und viele hundert Frösche hielten ein vielstimmiges Abendkonzert. Zur nächtlichen Stunde trieben stets Hexen und Wassernixen ihr böses und verführerisches Spiel. Ueberhaupt soll es bei der Seewiese auch jetzt noch nicht geheuer sein.

Der gezeichnete Stein.

Seitlich vom Dorfe Unterreith befindet sich eine große Kalksteinplatte, die an der Oberfläche mehrere auffallend geformte Eindrück zeigt, in denen das gläubige Volk menschliche Fußspuren oder Hufeindrücke zu erkennen vermeint. Indessen sei Jesus über diesen Stein auf einem Esel geritten und darum hat der fromme Volkssinn darüber ein Kreuz errichtet. Annehmbarer ist, daß diese Eindrück im Stein von Donnerkeilen und Wassertropfen herühren.

Waldbiertler Bauernhochzeit.

Von Adolf Schlägl, Gr.-Harmanns.

Wie um jede andere Feier hat das Volk auch um das Hochzeitsfest einen Kranz von feierlichen Handlungen und Bräuchen geschlungen, welche letztere die Gefühle und Empfindungen der Teilnehmer so recht zum Ausdruck bringen sollen.

Um alle diese Bräuche in ihrem tiefen Sinne zu erfassen, muß man selbst mit dem Volke verwebt, muß man in ihm aufgewachsen sein, um nicht mit zweideutigem Lächeln dieses alte „Brauchtum“ abzutun, wie es die Städte, die doch selbst aus dem Bauerntum stammen, heute so gern tun. Aber auch die tieferen Schichten des Volkes beginnen bereits den Sinn und Zweck so manchen schönen Brauches, wenn nicht diesen selbst, zu vergessen.

Nicht so der Bauer, besonders der weltferne Waldbauer.

Bauernhochzeiten sind Dorfsereignisse, die jung und alt in Atem halten. Schon Wochen vorher werden Vorbereitungen getroffen, um das Hochzeitsfest, der Väter-sitte gemäß, recht würdig zu begehen. Die Brautleute haben die Aufgabe, ihre Gäste selbst, wenn möglich persönlich, zur Hochzeit zu laden und die Kranzeljungfern, Brautführer, Brautdirn, Heiratsmann und Beistände (Trauzeugen) auszuwählen.

Die Hochzeit wird meist am Dienstag nach dem dreimaligen kirchlichen Aufgebot gefeiert und wenn möglich im Hause der Braut. Aber schon am Sonntag vorher versammelt sich die Teilnehmerjugend daselbst zum Kranzelbinden. Um ein Wachsmyrtensträußchen und ein Rosmarinzweiglein wird eine weiße Seidenschleife gebunden, damit werden am Hochzeitsmorgen die Gäste geschmückt. Für Verheiratete bleiben die Rosmarinzweige weg.

Daß jeder Gast dem Brautpaare ein mehr oder weniger nütliches Geschenk überreicht, ist wohl allgemein, nicht bekannt aber dürfte es sein, daß die Brautjungfern ihren „Beigehern“ — so werden die jugendlichen männlichen Teilnehmer genannt — ein von der Braut angekauftes Sacktuch überreichen.

Der Hochzeitsmorgen bricht an. In ihrem Zimmer harret die geschmückte Braut auf ihren Bräutigam, der sie zum Gang in die Kirche abholt. Ehe der Zug sich ordnet, spielt sich eine Handlung ab, die alle tief ergreift. Der Bräutigam mit seinem Gefolge naht. Er betritt jedoch nicht sofort das Haus, sondern sendet einen Herold, den Brautführer, in die Stube und läßt anfragen, ob sich die Braut im Hause befindet. Wird dies bejaht, so bittet jener um das „Wahrzeichen“ und es wird ihm auf einem Porzellanteller sein Sträußchen überreicht. Man setzt ihm zu, vorerst Wein zu trinken, er aber behauptet, nie im Leben je welchen gekostet zu haben. „Ich trinke nur saure Milch“, behauptet er. Kaum aber hat die Brautdirn das Sträußchen an seiner Brust befestigt, schleudert er den Teller gegen die Tür, daß er zerschellt, langt lächelnd nach dem Weinglase und trinkt es auf das Wohl des Brautpaares leer. Würde er sich schon vorher verleiten lassen, zu trinken, würde er sich bloßstellen und deshalb tüchtig ausgelacht werden. Er hat noch mehrere solcher Feuerproben zu bestehen, wie wir noch sehen werden.

Nun meldet er dem Bräutigam das Ergebnis seiner Sendung und dieser tritt mit seinem Gefolge ein. Auf abermaliges Bitten durch den Heiratsmann wird die Braut ihm vorgeführt. Der Heiratsmann, meist ein älterer Verwandter, mahnt das Paar nun, den ersten Schritt, den es zu tun im Begriff steht, sich wohl zu überlegen, erzählt — wohl aus Erfahrung —, wie so schwer der Ehestand sei, und fordert es auf, sich die Hände zu reichen. Vor allen Anwesenden müssen ihm die beiden versprechen, einander zu lieben und beisammenzubleiben, bis der Tod sie scheidet.

Hierauf treten die Eltern vor, den vor ihnen knienden Kindern den Segen zu erteilen. Die Braut erhebt sich nun und wirft sich, laut weinend, an den Hals der ebenfalls schluchzenden Mutter, des tiefgerührten Vaters, dankt für alles Gute, das sie von ihnen erhalten und bittet die Schwiegereltern, sie anzunehmen wie ein eigenes Kind, was diese gern versprechen.

Erst dann ordnet sich der Hochzeitszug. Die Braut voran am Arme des Brautführers, hinterher die „jungen Leute“, dann mit den Verwandten der Bräutigam. Auf dem Wege zur Kirche soll die Braut nicht zurückblicken — sie schaut sonst nach einem neuen Gatten aus.

Zuweilen, besonders dann, wenn die Braut „aus den Ort heiratet“, wird von den Dorfburschen der Hochzeitszug durch ein vorgezogenes Seil aufgehalten und nur ein kleinbemessenes Lösegeld macht ihm freie Bahn. Dafür darf jeder Hochzeits Teilnehmer von dem Weine trinken, den die Burschen, welche mitten auf der Straße eine Gasthausstube errichtet haben, ihm darreichen. Selbst bis in das Gotteshaus reicht die Macht des Brauchtums. Am Altare erwartet der Bräutigam die Braut, und der Brautführer hat die Aufgabe, ihm diese zuzuführen.

Nach der kirchlichen Trauung begibt sich die Hochzeitsgesellschaft ins Gasthaus, wo ein kleines Mahl eingenommen wird. Dabei beginnt der Scherz allmählich in den bisherigen Ernst einzubrechen. Kommt dann die Sippchaft im Brauthause an, beginnt mit dem fröhlichen Mahle auch die allgemeine Heiterkeit. Schon auf dem Heimweg will das Jauchzen der jungen Burschen kein Ende finden und so manch guter Alter, der schon jahrelang still und in Ruhe und Würde dahingelebt, stimmt mit einem kräftigen „Zuchazer“ ein. Auch das humorvolle Volkslied darf nicht fehlen. So singt zum Beispiel einer beim Eintritt in die Stube: „Jekt kemma, jekt kemma mit der Jungfrau Braut, da friagn ma, da friagn ma a Bratl und a Kraut!“ Nachdem man die geschmückte Tafel genugsam bewundert hat und der Brautführer es vergebens versucht, den Aufträgerinnen das eine oder andere Stück von der Tafel zu stibitzen, und nachdem man zum Festschmause sich umgezogen hat, wird umständlich Platz genommen.

Ist man eben im besten Essen, fliegt plötzlich die Türe auf, ein als Aufträgerin verkleideter Bursche stolpert über die Schwelle, stürzt, die erhobene Schüssel zu Boden schleudernd, mitten in die Stube, über ihn kugelt ein ebenfalls verummter Kellner, dem die Weinflaschen klirrend von der Tasse kollern. Ueingeweihte und ahnungslose Gäste springen dann wohl von ihren Sitzen auf, in der Meinung: Jekt hat dieser Tölpel mir die Suppe über den Rücken oder über den Festrock geschüttet.

Dieser Schrecken erweist sich aber bald als unbegründet, denn die harmlose Ursache desselben wird von einer Magd zwischen Lachen und Schimpfen hinausgesetzt; in der Schlüssel befand sich bloß ein wenig reines Wasser, Eierschalen, Knochen u. dgl., die Weinflaschen, die allerdings in Scherben gingen, waren leer.

Bald darauf macht neuer Lärm aus der Küche die Gäste erschrecken. Im Rahmen der aufspringenden Tür erscheint ein entsetzter Kellner, einen brennenden Lappen schwingend. „Der Köchin ihre Schürze brennt“, schreit er dabei, dann bittet er die Damen und Herren, ihr Scherflein beizusteuern, damit sie sich eine neue anschaffen könne.

Beginnt dann in den Abendstunden der unvermeidliche Tanz, zu welchem einige Musikanten aufspielen, dann erscheint gewöhnlich eine Schar abenteuerlich verummter Gestalten, die „Mascha“ — meist sind es die Kameraden des Brautpaares —, führen einige wilde Tänze auf und treiben allerlei Scherz. Ihr Anführer, der „Jud“, weist einen Reispag vor mit humorvollem Inhalt. Während der Brautführer diesen studiert, trachtet der „Jud“, nachdem er mit der Braut getanzt, diese zu verschleppen, denn die Romantik darf ebensowenig wie die Poesie nicht bei den Volksfesten fehlen, doch der „Jud“ wird natürlich daran verhindert. Gelänge es ihm, so hätte der Brautführer nicht bloß unendlichen Spott, sondern auch empfindlichen Schaden zu fürchten, denn nur für hohes Lösegeld würde die Braut freigegeben werden.

Die Braut erhält von ihm ein wenig sinn- und wertvolles Geschenk, eine — Puppe, dafür wird er mit seiner Sippe von der Tafel bewirtet. Die Musiker erhalten sogar eine sehr hohe Banknote, welche sich allerdings sogleich als Fälschung herausstellt.

Später erscheint die Gesellschaft im leichten Tanzkleidchen wieder, diesmal ruhig und gesittet. Denn jedermann ist willkommen als Gast, darf tanzen und schmausen nach Belieben, und die Fröhlichkeit hält bis zum Morgen, oft darüber hinaus, an. Um Mitternacht aber wird aus den Haaren der Braut der Jungfrauen schleier entfernt.

*

Der Polterabend, der andernorts vor dem Hochzeitstage gehalten wird, findet sich bei der Bauernhochzeit erst am Sonntag nach derselben wieder, beim sogenannten „Ruhschwanzmahl“. Wieder werden allerlei Scherze getrieben, plötzlich erscheinende alte Dorfweiber versuchen es, dem jungen Ehemann einen Brotkorb, dem der Boden ausgeschlagen wurde, über den Kopf zu stülpen. Hellauf würden sie jubeln, wenn es ihnen gelingen würde, denn der Pantoffelheld wäre fertig. Der junge Bauer aber weiß seine Würde als Eheherr zu wahren und holt sich bald sein junges Weib samt ihrer Aussteuer heim, mit ihr zu wandeln den Weg des Glückes.

Dorfgeschichten aus unserem Waldviertel.

Hummelneistassen.

Von Dr. Franz Schmuß, Wien.

Wenn ich heimkam auf Urlaub, und Leben und Welt mir entgegenleuchteten, sonnenvoll und sorgenfrei, wie Eichendorffs „Taugenichts“, da war es das erste, daß der Großvater mit mir in den Garten ging. Da besahen und besprachen wir Baum und Strauch, Ast und Zweig, alles was wieder neu gewachsen war seit meiner Abwesenheit, und vor allem die Schößlinge der jüngst veredelten Bäume; dann die Nestlein der Spottvögel in den hinter der Scheune in dichtem Grün wachsenden Holunderstauden, die Jungen im Verhennest des Borgartens und die brütenden Schwalben, die, furchtlos und zutraulich, manchmal sogar ober der Stubentür ihr Haus gebaut hatten. Alle liebte sie mein Großvater und schützte sie vor der Kake, mit der er beständig auf Kriegsfuß lebte, die aber als der Liebling der Großmutter doch nie fehlen durfte im Haus. Wenn sie wieder einmal ein Vöglein erwischt hatte, und war es gleich ein gemeiner Spazensfrechling, so wurde es mir in bewegten Worten erzählt. Besonders das kede Spazenvolk ver-

mehrte sich unter seinem Schutz denn auch derart, daß den lieben langen Sommer tag hindurch ein mörderisches Geschrei und Gezänk dieser Raufbolde ums Haus war.

Als kleiner Bub fing ich in einem strengen Winter einmal eine ganze Schar von Meisen, Späzen und Gimpeln. Die harte Not machte sie verwegen und blind, denn in den tief verwehten Wiesen stand knochenbeinig der eisgraue Wintertod und trieb sie in meine Fallen. Aber als der März kam und die Sonne wieder ein wenig herunterwärmelte, da kränkte den guten Großvater ihre Gefangenschaft, und weil ich sie nicht herließ, kaufte er sie mir um einige Kreuzer ab, mit dem Vorwand, er selbst wolle sie haben. Obgleich ich mich lange weigerte gegen diesen Handel, wurde er zuletzt doch geschlossen. Was tat nun der Großvater? Er machte das Fenster auf und pfeifend und jubelierend wischte die frohe Gesellschaft in den ersten Frühlingsglanz hinaus. Als ich am nächsten Morgen wieder erschien und kein Federchen mehr vorfand, da reute mich die Geschichte so, daß er mich nur mühsam, durch etliche Äpfel, wie er sie in alten Röcken für uns Kinder zu verwahren pflegte, und durch weitere zwei Kreuzer wieder auf gleich brachte.

Während wir durch den Garten wanderten, bog der Großvater hier und dort einen Zweig zurecht, den der Sturm verdreht hatte, daß er dahing wie ein wundes Vogelflüglein. Und wenn wo ein Käfer über den Weg reiste, so hob er ihn ins Gras, daß ihn niemand zertrete. Unerbittlich aber war er gegen die Schermäuse, die ihm Wiesen und Bäume unterwühlten. Waren wieder Erdhaufen aufgeworfen, da gab er nicht nach, bis das Gelichter am Galgen baumelte.

Wenn wir zuletzt auch die jungen Tauben und Häschen besehen, sowie das Kälblein im Stall betastet und begutachtet hatten, dann ging es zum Marterl hinaus, auf die kleine Vorgartenwiese, wo die Feldwege sich kreuzen. Da gab es jedes Jahr Hummelnester im moosigen Wiesenboden, und zwar hausten hier gern die roten Hummeln, die wir den anderen vorzogen. Manchmal gingen wir gleich auch auf eine vom Dorf weiter abliegende Wiese, wenn er dort ein Hummel- oder Vogelnest entdeckt hatte. Für diese ließ er bei der Magd gerne einen Schoppen Gras unberührt stehen, wodurch er freilich manchmal, ohne es zu wollen, eine Krähe oder einen Raubvogel aufmerksam machte, sodaß mitunter, wenn wir wieder hinkamen, so ein Nest dann ausgehoben war.

An regnerischen Tagen saß mein Großvater gern auf der Schnitzbank und machte mir — ähnlich dem freundlichen Pfarrer in Mörikes „Alten Turmhahn“, der dem Friß einen Meisenschlag zimmert — kleine Holzschachteln, in die wir die Hummelnester zu fassen pflegten. Ich und ein paar Häschen kauerten zu seinen Füßen und sahen eifrig zu. Gern hätte der Großvater Bienen am Haus gehabt, aber in unserem Garten starben sie, obgleich er geschützt und sonnig lag, immer wieder ab. So trugen wir Hummelnester heim und machten sie im Garten heimisch. Untertags wurden sie „gefaßt“. Das ganze Nest wurde da aus dem Wiesengrund gehoben und in eine Holzschachtel getan, die wurde dann an die alte Stelle gestellt und ringsherum mit Erde vermaht, damit die Hummeln in ihr nun in der Schachtel befindliches Nest gingen. Nach Sonnenuntergang aber, wenn alle von ihren Fahrten über Blumen und Blüten zurückgekehrt waren, wanderten wir hinaus auf die Wiese und holten das Nest heim. Da wurde das Holzhäuschen in ein Tuch eingemacht, sorgsam gehoben und dann mit den brummenden Bewohnern heimgetragen. Das war immer eine Märchenwanderung! Ringshin die zaubrig stille Weite der Felder, hinaus bis zu den schwarzen Mauern ferner Waldungen, in denen hie und da noch traumverweht ein Laut verhallte. Aus dem Dorffrieden schwebte wundervoll ein Lied herüber: mein Vater hielt musikalische Feierstunde auf dem Horn. Die Musik liebte der Großvater, obgleich er selber kaum ein Gehör hatte, außerordentlich und er hatte daher meinem Vater um manchen abgesparten Gulden in der nahen Stadt alle möglichen Instrumente lernen lassen und versammelte im Hause, wo jeder Rotenkopf gern gesehen war, häufig die Musikanten der Umgebung.

Hier in der milden, stillen Abenddämmerung begann seine harte und doch ganz kindlich weiche Bauernseele zu leben und ein weisheitsvoller Glanz von Milde und Güte erstrahlte daraus und floß in mein junges Herz hinüber. Da

hielten wir Zwiesprache über die Dinge der Natur, über Leben und Sterben, Liebe und Haß. „D'Leut' soll'n nit so grausli sein“, sagte er oft, „sie bleib'n nit ewig auf der Welt“. „Wer nachgibt, is a a Mann“, pflegte er dazuzusehen. Vor allem aber meinte er, müsse man wahrhaft sein. Wahrhaft, und seinen Weg gehen, sicher und rein wie die Töne eines erhabenen Liedes. Die Schmeichelei sei besonders gefährlich, denn sie verfange leicht: „Macht immer amal wer wem's Müul, d'Ras' hat er eh schon.“

Wenn über die Erlen- und Weidenbüsche am Bach, um die im weißen Nebelwallen Erbkönigs Töchter tanzten, die schönen Lieder zu uns herdrangen, da blieb er mit mir immer einmal stehen und sagte vor sich hin: „Blas'n kann er schon, der Peter, daß oan 's Herz beim Leibl auffa wüll! Wann er nur nit so krank war!“ (Mein Vater war schwer leidend und starb früh.)

Und so belehrte er mich und so sprachen wir, gemachsam dem Dorfe zuschreitend. Einige hundert Schritte außerhalb des ersten Hauses stand das Rote Kreuz, von dem seit altersher allerlei Unheimliches gemunkelt wurde. Wir murmelten ein Gebet und trachteten vorüber.

Daheim postierten wir dann den Hummelstock auf einer kleinen Mauer im Garten. Am nächsten Tag flogen die Hummeln schon fröhlich aus und ein. Sie merkten sich ihr neues Heim und fuhren, lustig brummend, über die Ringelblumen und Nelken des Gartens und über den bunten Blumenflor der Dorfwiesen weit und breit. Wir hatten manchmal eine ganze Reihe Hummelnkästchen im Garten und freuten uns, wenn die Tierchen ab- und zuflogen, als wären sie immer hier gewesen. Aber eines konnten wir nie verwinden: Wenn der Herbst kam und die weißen Fäden über die leeren Felder flogen, verwehte letzte Ueberbleibsel des einst so herrlichen Brautschleiers der Sommerfee, und wenn die Vögel zum großen Flug zusammenrückten, da freute es unsere Hummeln auch nicht mehr. Wie Trauerglocken klangen ihre müden Stimmen über die Felder, wurden leiser und leiser und verflangen endlich ganz. Man sah sie schlafversunken da und dort auf einer einsamen Blume sitzen und sterben. Winters standen unsere Häuschen leer, trotz aller Pflege, trotz aller Zucker- und Honigzufuhr in den regnerischen, blumenlosen Herbsttagen, über die wir kein Hummelvolk hinüberbrachten. Mein Großvater meinte, es müsse einmal gelingen, aber es gelang nie, die Natur ließ sich nichts dreinmachen. Einmal hatten wir einen so kräftigen Stock, daß er wohl eine große Haube angefüllt hätte mit seinem Bau. Wie in einem Bienenkorb sumnte es, wenn man anklopfte, aber tief und majestätisch. „Der halt' aus!“ meinte der Großvater. Aber als es trüber und trüber wurde und die Blumen sich schläfrig senkten und die letzten Schmetterlinge müde auf den Brettern rasteten. Da geschah es, daß auch damals die Hummeln langsam weniger wurden.

Wir gaben ihnen Speise genug, aber es fruchtete nichts. Eines Tages, es war kühl und düster draußen und ein leiser Herbstregen weinte Abschiedstränen über die Felder, kroch ich auf die Mauer und sah in den Hummelstock hinein. Da war nur mehr eine einzige Hummel drinnen, die hilflos auf der Seite lag und mühselig ein paar Laute hervorbrachte. Es klang so klagend und weh. Ich nahm einen Halm und wendete sie sachte um. Da streckte sie noch einmal ihre Beinchen aus und krabbelte ein wenig, dann ließ sie den Kopf auf ihre tot danebenliegende Kameradin fallen und starb. Mich ergriff ein bitteres Weh, und wie ich da saß und weinte, fielen meine Tränen ins Hummelnest nieder auf unsere toten Sommerfreundinnen, die uns mit ihrem Gesumm und Gebrumm so oft erfreut hatten. Ach, wie schnell war der Sommer wieder dahingefahren!

Und wie schnell verflogen die Jahre! Zuletzt wurde auch der Großvater immer müder und schläfriger. Er ging nur mehr wenig hinaus, aufs Feld gar nicht mehr. Und eines Tages schlief er ein wie unsere lieben Hummeln und wachte nicht mehr auf. Da fielen aus meinen Augen viel Tränen auf sein wachsweißes Antlitz, das mir so oft in Liebe und Güte zugelächelt hatte. Aber es blieb unbeweglich. Milder Kerzenglanz beglänzte es, daß es überirdisch schön leuchtete, als wollte noch einmal alle seine Liebe, Güte und Milde mich überstrahlen.

Möge nun in der Ewigkeit Gottes Güte es ewig beglänzen!

Museum der Stadt Krems an der Donau.

50 Jahre Museum der Stadt Krems (1881—1931).

Am Nachmittag des 3. Juni 1931 feierte das städtische Museum Krems sein fünfzig-jähriges Bestandsfest; an dem gleichen Tage beging vormittags die Sparkasse Krems ihre 75-Jahrfeier. Die Stadt hatte aus diesem Anlasse Flaggenschmuck angelegt. Die Festigung wurde in dem erst vor kurzem neu eingerichteten Theater abgehalten. Unter den Festgästen befanden sich Bundespräsident Wilhelm Miklas, der im alten Sgraffittohaus der Althangasse geboren wurde und hier seine Kindheit verbracht hatte, Ministerialrat Dr. Otto Huber vom Ministerium des Innern, Ministerialrat Leopold Petrin vom Unterrichtsministerium, Hofrat Dr. Rupprecht vom Amt der niederösterreichischen Landesregierung, Landesrat Dr. Mittermann als Vertreter des Landeshauptmannes, ferner Vertreter des Bundes-Denkmalamtes, vieler Museen aus Wien und Niederösterreich, der Klöster Göttweig und Herzogenburg, sämtlicher weltlicher und kirchlicher Behörden, Anstalten, Ämter, Schulen usw.

Obmann Kommerzialrat Josef Oser begrüßte die Versammlung und entrollte in geistvoller Rede wechselvolle Bilder aus der Geschichte unserer Stadt, die — an der ältesten Verkehrsstraße, der Donau, gelegen — alle Geschichte des Landes trug. Er gibt in kurzen Umrissen eine Charakteristik der verschiedenen Kulturepochen, deren reiche Hinterlassenschaft in unserer Gegend so glücklich vertreten ist und zum Teil im Museum Schutz und liebevolle Pflege findet.

Redner schildert die Gründung des Museums vor fünfzig Jahren, gedachte des unvergeßlichen Propstes Dr. Anton Kerischbaumer, der verdienstvollen Obmänner Doktor Strobl, Dr. Spängler und Architekt Bamberger, der getreuen Kustodin Therese Rötter und der jetzigen Mitarbeiter im Museumsausschusse und dankte allen übrigen Gönnern des Museums, insbesondere der Sparkasse Krems, die sich in jüngster Zeit durch den Ankauf eines Renaissance-Altars aus der Piastengruft ein ganz besonderes Verdienst erworben hat. Er schloß mit den Worten: „Nicht verstaubte Magazine wollen wir anlegen; wir wollen den toten Dingen Leben geben, daß sie in der Sprache unserer Heimat mit unserem Volke reden; wir wollen die Vergangenheit mit der Gegenwart verbinden, weil nur über die Erkenntnis des Alten der wahre Weg in das Neue führt.“

Nachdem Ministerialrat Petrin namens des Unterrichtsministeriums gesprochen, ergriff Bundespräsident Miklas das Wort und würdigte das Museum in seiner ortsgeschichtlichen und kulturellen Bedeutung. Er dankte allen jenen, die durch fünfzig Jahre wertvolle Arbeit im Dienste und im Interesse der Gesamtheit geleistet haben, und äußerte sich in besonders anerkennenden Worten über die staunenswerte Entwicklung und die Reichhaltigkeit des Weinmuseums, sowie über die segensreiche Tätigkeit seines Gründers und Leiters, des Herrn Studienrates Dr. Hans Plöckinger.

Nach der Festversammlung erfolgte ein Rundgang der Festgäste durch das Museum, wobei besonders das neuerrichtete Lapidarium und die nach Anordnung des Direktors Dr. Josef Bayer durchgeführte Neuaufstellung der prähistorischen Sammlungen ungeteilten Beifall fanden. Ersteres enthält als wertvollste Stücke unter anderem ein romanisches Tor aus dem 12. Jahrhundert und einen prachtvollen Steinaltar aus dem beginnenden 16. Jahrhundert, letztere zeigt neben den alten Beständen mit den berühmten Hundssteig-Funden noch viele interessante Neuerwerbungen, zu denen vor allem die wichtigen Funde von einer Mammutjägerstation am Wachtberg, die im Tertiärsande eingebetteten Borderfußknochen eines Dinotheriums, jungsteinzeitliche Siedlungsfunde mit bemalter Keramik, ein sehr großes bronzzeitliches Vorratsgefäß und das von Frau Sekretär Lotte Wdameß verfertigte und gespendete prächtige Aquarell „Das Wiener Becken zur Zeit des Unter-Miozäns“ gehören.

Nach der Besichtigung des Weinmuseums wurde dem Herrn Bundespräsidenten im Preßraume eine sinnige Überraschung zuteil, indem ihn dort die Vertreter der Hauerzunft von Krems und Stein begrüßten und ihm in dem altehrwürdigen silbernen Innungsbecher Kremser Wein kredenzten.

Um 4 Uhr fand im Sitzungssaale des Rathauses eine Festigung der Stadtgemeinde statt. Hierauf wurden die Gäste in der Rathaushalle mit einer Tausche bewirtet, die von der Stadtgemeinde und der Sparkassa gemeinsam veranstaltet worden war.

Alois Br u d n e r, Geschäftsleiter.

Drosendorf – Rolandmuseum

Das Rolandmuseum der Stadt Drosendorf wurde 1925 durch den Altertumsforscher Ing. Franz Kießling errichtet und in einem großen Zimmer des sogenannten Bürgerspitals untergebracht. In kurzer Zeit ist es Kießling gelungen, eine äußerst interessante Sammlung zustande zu bringen. Die Sammlung ist derart gewachsen, daß in diesem Jahre zwei weitere Räume angeschlossen werden müssen.

Außerdem wurden im Vorjahre von der Gemeinde ganz seltene Gegenstände erworben: Die von Spenglermeister Alois Suchy, Drosendorf, hergestellten Modelle der Rosenburg, der Thurnaburgen Raabs, Hardegg, Traun sowie die Ruinen Kollmitz, Eibenstein und Raha.

Diese Modelle sind genau nach Grundrissen und Bildern im Verhältnis hergestellt, mit Oelfarbe bemalt, erhielten bei der Wiener Ausstellung einen ersten Preis und machten dort besonders bei Beleuchtung großes Aufsehen. Einige wurden in der Eingangshalle des alten Rathauses, die übrigen in einem Raum im ersten Stock untergebracht und der allgemeinen Besichtigung zugänglich gemacht.

Eine besonders wertvolle Sammlung der alten Urkunden aus dem Stadtarchiv gelangt im großen Festsaal des Rathauses in Vitrinen zur Aufstellung. Es sind dies Originaldokumente vom Jahre 1362 an, die besonders die Rechte, Freiheiten und Privilegien der „kaiserlichen Stadt Drosendorf“ bezeugen. Besonders wertvoll sind sieben Bände „Ratsprotokolle“ aus dem 16. und 17. Jahrhundert, in denen die jeweiligen Ratschreiber alle Vorkommnisse in Tagebuchform schriftlich niederlegten. Diese Aufzeichnungen geben Zeugnis von dem einstigen Wohlstand der Bürger, von den eigenartigen Rechtsverhältnissen (die Stadt hatte auch strenge Gerichtsbarkeit), von dem lebhaften Verkehr mit Deutschland (es erscheinen immer wieder Käufer von Bürgerhäusern aus dem Reiche, besonders aus Bayern) u. a. m.

Ungemein wertvoll ist der Stiftsbrief sowie die „Konfirmation“ von Kaiser Ferdinand aus dem Jahre 1543, die Errichtung des sogenannten „Bürgerspitals“ betreffend. Der Besitzer des Schlosses in Drosendorf, ein Freiherr von Marazzi zu Drosendorf und Litschau, stiftet für zehn verarmte Bürger der Stadt Drosendorf ein Spital mit einem ausgedehnten Gebäude, Wald, Feld und Mühle (jetzt Elektrizitätswerk der Stadt), sowie die Dörfer Elfern und Breitenfeld und einzelne Häuser von Autendorf.

Ein seltenes Stück ist auch die gut erhaltene „Stadtlade“ aus dem Jahre 1567, aus Eichenholz gefertigt, mit Intarsien (Einlegearbeit), das letzte verliehene Stadtwappen mit dem Habsburger Doppeladler darstellend.

Das Rathaus, das diese Sammlungen enthält, wurde im Jahre 1541 als solches erworben, ist im Erdgeschoß baulich ziemlich unverändert und hat selbst im ersten Stock noch einige gewölbte Räume. Es wurde im Vorjahre durch den Wiener Maler Hofmann in Sgraffittomanier in äußerst gelungener Weise bemalt. Unter anderem zeigt es Stephan von Maissau, Markgrafen zu Gars, den heldenhaften Verteidiger von Drosendorf gegen die Uebermacht des Böhmenkönigs Ottokar (1278), ferner sind dargestellt ein Bürger, der Kirchenpatron St. Martin, der „Ratschreiber“, ein Scharwächter und am Barockgiebel das letzte Stadtwappen.

Es sind jetzt insgesamt sieben Räume, und zwar drei im „Bürgerspital“ und vier im Rathaus, für museale Zwecke gewidmet, die dem Besucher viel Anziehendes und Wertvolles bieten.

Ferdinand Pind, Bürgermeister.

Wohltätigkeits- und Geselligkeitsverein „D' Waldviertler in Wien“

Postadresse: Wien, 6. Bez., Stumpergasse 9/31.

Weidlingauer Wanderung. Beim Mühlenbrosen, im Weidlingauer Winzerhaus, konnten wir uns wie daheim fühlen. Eingeschlossen vom Tiergarten, dem Deutschen Wald und dem Mühlberg mit dem aufgelassenen Steinbruch, erlebten wir die schönste Waldidylle. Fast hundert Landsleute und Gäste in gemütlichster Heimatsstimmung bei den Wiener Weisen unserer tüchtigen Schrammel-Musik, Spiel und Tanz für jung und alt, eine angenehme Nachtwanderung mit Sang und Klang und waschechten Waldviertler Zuckern; schön war's und billig. Deshalb ging's besser als mit der Drosendorfer Partie, welche wir auch heuer nicht über die gefährliche Untiefe der leeren Brieftaschen bringen konnten. Auch für die Donaufahrt nach Deutsch-Altenburg, zu den Römer-Ruinen und zur interessanten Höhlenwanderung am Hundsheimer Kogel zeigt sich wenig Teilnahme; nachträgliche Anmeldungen sind daher noch möglich und erwünscht. Fahrpreis für Mitglieder S 3.50, für Gäste S 4.50, einschließlich Höhleneintrittsgebühr. Abfahrt bei schönem Wetter: 19. Juli, 8.30 Uhr ab Praterkai-Reichsbrücke mit Sonderdampfer. Bei Regenwetter: am nächsten schönen Sonntag. Einzahlungen sofort an das Konto-Nr. des Vereines: 16.377.